



Der traurigste Ort Europas

Die Bilder geflüchteter Menschen, die in den vergangenen Monaten in Griechenland gestrandet sind und wegen der geschlossenen Balkanroute nicht weiterkommen, waren dauerpräsent in den Medien.

Als jugendpolitische Sprecherin der Grünen Bundestagsfraktion kümmerge ich mich um die Belange Minderjähriger auf der Flucht, ganz besonders, wenn sie ohne Ihre Eltern unterwegs sind.

Um mir ein realistisches Bild von der Lage geflüchteter Kinder und Jugendlicher dort zu machen, wo Europa seine Grenzen geschlossen hat, bin ich Anfang April für zwei Tage nach Thessaloniki, Griechenland, gereist und habe dort mit Geflüchteten, Helferinnen und Helfern und politisch Engagierten diskutiert und mich ausgetauscht.

Montag, 4. April 2016

Nachdem ich am Vortag bereits von München nach Thessaloniki gereist bin, holen mich Olga Drossou und Chrysanthos Vlamis, zwei Mitarbeiter*innen des Regionalbüros der Heinrich-Böll-Stiftung in Thessaloniki am Montagmorgen um 9 Uhr vom Hotel ab. Unser erstes Ziel: Das in der Nähe von Thessaloniki eingerichtete Flüchtlingscamp Diavata.



Auf dem Weg dorthin werden wir begleitet von Aggeliki Nikopoulou, Rechtsanwältin mit dem Schwerpunkt Menschenrechte und Mitglied der Hellenic League for Human Rights, und von Iris Pandi, Sozialarbeiterin bei der mit Geflüchtetenhilfe befassten Nichtregierungsorganisation ARSIS.

Diavata

Diavata ist eine kleine Stadt in der Nähe von Thessaloniki, etwa 10 km entfernt. Im relativ neu errichteten Camp auf einem Militärgelände leben ca. 2500 Menschen. Davon 915 Kinder. Das Camp ist umzäunt und bewacht. Alles wirkt karg und provisorisch. Das liegt nicht am engagierten Leiter des Camps, Kostas Papatthemelis, mit dem ich ein längeres Gespräch zur Lage vor Ort führen kann, sondern daran, dass bisher nicht viel Geld für die Errichtung und Einrichtung geflossen ist.

Die Lage der Geflüchteten ist unklar. Niemand weiß, wie lange sie bleiben werden, die Versorgung ist allgemein schwierig. Es gibt kein besonderes Essen für kleine oder kranke Kinder. Individuelle Bedürfnisse können kaum berücksichtigt werden. So konnte beispielsweise ein an Diabetes erkrankter Junge nicht richtig ernährt werden. Die hier gestrandeten Menschen wollen weiter, viele hoffen immer noch auf die Öffnung der mazedonischen Grenze.



Foto: Simon

Beate Walter-Rosenheimer, MdB

Sprecherin für Jugendpolitik und Ausbildung der Bundestagsfraktion
Mitglied im Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung
Stellvertretendes Mitglied im Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Mitglied der Kinderkommission
Mitglied des Parlamentarischen Beirats für nachhaltige Entwicklung

Der Staat sehe sich, so der Leiter des Camps, nicht im Stande, alle Flüchtlinge zu versorgen, die in Griechenland ankommen und nun wegen der Grenzschließung nicht weiter können. Er sieht hier die Europäische Union in der Pflicht, denn für die Lösung der Probleme vor Ort bräuchte es Geld aus EU-Töpfen.



Die geflüchteten Menschen im Lager leben unter ärmlichen Bedingungen in Zelten und einigen Containern. Es gibt viel zu wenige sanitäre Anlagen und diese sind zudem nicht auf muslimische Gewohnheiten ausgerichtet. Die Helfer*innen vor Ort sprechen von großen Problemen, welche auf die Bewohner*innen des Camps gerade in der anstehenden sommerlichen Hitze zukommen werden, denn in Diavata kann es wochenlang mehr als 30 Grad haben.



Idomeni

Danach geht es weiter mit dem Auto nach Idomeni, das knapp 90 Kilometer nördlich von Thessaloniki entfernt an der griechisch-mazedonischen Grenze liegt.

Idomeni ist ein kleines Dorf in der nordgriechischen Region Zentralmakedonien. Der Ort hat einen Grenzbahnhof zu Mazedonien. Eine durchaus wichtige Strecke für Europa, vor allem für den Güterverkehr. Genau diese Strecke ist seit geraumer Zeit durch die Geflüchteten blockiert. Auf der anderen Seite des Bahnhofs liegt der mazedonische Ort Gevgelija. Viele der Bewohner*innen Idomenis sind Mazedonier*innen. Seit 2014 kommen viele Geflüchtete aus Syrien, aber auch aus anderen Ländern nach Idomeni, um von hier aus über die sogenannte „Balkanroute“ weiter zu reisen.



Aktuell befinden sich über 10.000 Menschen in Idomeni - Schätzungen zufolge 40-50% davon Kinder und Jugendliche - und hoffen auf eine Wiederöffnung der Grenze. Sie leben auf offenem Feld und haben sich relativ weit verteilt. Manche Familien und auch einige Bevölkerungsgruppen richten sich ein Stück entfernt vom Haupttreiben eigene kleine Lager ein. So zum Beispiel die Jesiden.

Schon auf dem Weg nach Idomeni sieht man Kilometer vor dem eigentlichen Ziel die ersten Zelte. An einer Tankstelle ca. 20 km südlich von Idomeni harren viele Flüchtlinge aus. Dort ist ein kleines eigenes Camp entstanden in dem auch viele Großraumzelte des UNHCR stehen.

Auf staubigen Feldwegen nähern wir uns der Zeltstadt Idomeni, sie ist extrem weitläufig. Viel größer als ich sie mir vorgestellt habe. Bei Regen verwandelt sie sich in ein riesiges Schlammfeld.

Alles ist frei zugänglich. Doch dahinter der griechisch-mazedonische Grenzzaun, Stacheldraht, Militärfahrzeuge. Mitten in Europa.

Überall stehen bunte Igluzelte und auch größere Familienzelte, die gespendet worden sind. Außerdem Zelte und Container der Hilfsorganisationen. Auch in alten Eisenbahnwaggons leben die Menschen. Idomeni soll geräumt werden, weil die Grenze geschlossen ist und es hier kein Weiterkommen gibt. Aber die Menschen bleiben und hoffen weiter. Ihnen fehlt laut Helfern auch das Vertrauen, in die Busse zu steigen, welche die griechische Regierung einsetzt, um sie in neu eingerichtete Camps wie Diavata zu bringen.

Die sprachliche Verständigung ist schwierig, es gibt viel zu wenige Dolmetscher*innen und die Furcht, mit einem dieser Busse in die Türkei zurück gebracht zu werden, ist groß. Die Lage ist äußerst angespannt. Die Menschen stehen unter Druck.

Die Versorgung durch Hilfsorganisationen läuft. Das erfahre ich unter anderem von Thanassis Makris, der in der offenen Küche arbeitet. Die Versorgung so vieler Menschen ist aber sowohl finanziell als auch personell eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Das bedeutet oft stundenlanges Anstehen für Essen oder ärztliche Versorgung. Besonders hart ist die Lage für Kinder und deren Eltern. Es fehlt an den nötigsten Dingen

An Feuerstellen, wo alles, was entbehrt werden kann, verbrannt wird, kochen die Menschen in Konservendosen. Mütter erwärmen Wasser vorsichtig in 1,5-Liter-Plastikflaschen, damit sie ihren Kindern die Haare waschen können. Es gibt sehr viele schwangere Frauen und Neugeborene. Die Situation ist alarmierend, denn die Zahl der Frühgeborenen steigt. Ihre Versorgung ist äußerst schwierig.

Die Kinder spielen im Staub, auf den Bahngleisen, zwischen den Versorgungszelten. Schule oder Kindergärten gibt es von offizieller Seite nicht. Nur eine selbst eingerichtete, provisorisch mit Planen abgetrennte Schule, in der ein junger Mann aus Syrien Kinder auf eigene Faust unterrichtet. Die Kinder sind ansonsten mehr oder minder sich selbst überlassen. Sie spielen im Schlamm und Sand.

Die Menschen versuchen, das Beste aus ihrer Lage zu machen, es gibt abends auch Feste oder Musik, was natürlich nicht über die harten, unwirtlichen Bedingungen hinweg helfen kann.

Die griechische Bevölkerung engagiert sich in großem Maße durch Spenden und ehrenamtliche Arbeit. Ohne dieses Engagement wäre die Lage noch viel schlechter.

Der griechische Staat bekomme die Flüchtlingsversorgung nicht wirklich in den Griff, kritisieren griechische Helfer*innen vor Ort. Ihrer Meinung nach könnte Griechenland trotz Finanzkrise mehr leisten. Anscheinend fehlen noch immer versprochene EU-Gelder. Die griechischen Behörden sind an Ort und Stelle schlicht nicht präsent.



Die Lage der Menschen ist prekär, die Helfer*innen fragen sich, wie es im Sommer werden soll. Die Versorgung mit sanitären Einrichtungen ist völlig unzureichend, es gibt beispielsweise nirgends Schatten und Rückzugsmöglichkeiten vor der Sommerhitze. Die hygienischen Bedingungen sind schlecht. Was in Idomeni lebt, ist die Hoffnung und die lässt die Menschen auch unter diesen unwürdigen Umständen weiter machen. Sie haben wenig Perspektiven. Pro Tag können über ein Online-Verfahren nur sehr wenige Asylanträge gestellt werden. Das ist schlecht organisiert, viele geflüchtete Menschen haben auch gar keinen Zugang zum Internet.



Und noch einmal speziell zur Lage der Kinder: Sie ist katastrophal: Die Versorgung mit Lebensmitteln ist schlecht, die ärztliche Versorgung unzureichend. Etwa 5000 Kinder und Jugendliche sind minder versorgt. Es gibt immer mehr allein reisende Kinder, um die sich niemand adäquat kümmert. Die Familienzusammenführung klappt nicht gut. Nachts wird es noch sehr kalt. Es gibt weder ausreichend warme Kleidung noch genug dicke Schlafsäcke, die Zelte laufen bei Regen voller Wasser. Trockene Kleidung ist dann nicht verfügbar, die Möglichkeiten, Wäsche zu waschen und zu trocknen, sind begrenzt. Die Kinder laufen also oft in nasser, schmutziger Kleidung,



haben Erkältungen und wenig kindgerechte Nahrung. Babys und Kleinkinder schlafen notdürftig in teilweise schmutzige Decken gehüllt unter freiem Himmel oder an einem kleinen Feuer, teilweise auch unbeaufsichtigt. Auch Kleinkinder spielen im Dreck, im Schlamm, essen Dinge vom Boden. Durchfallerkrankungen, Atemwegserkrankungen und Fieber sind häufig und gerade bei den Kindern verbreitet. Auch Masern bereiten große Probleme. Es gibt viel zu wenige Kinderärzte, welche die Kinder behandeln könnten. Nachts herrscht oft große Unruhe, es gibt Überfälle und Auseinandersetzungen. Die Wahrheit ist so einfach wie schrecklich: Idomeni ist kein sicherer Ort für Kinder.

Thessaloniki

Zurück in Thessaloniki führe ich noch eine ausgiebige Diskussion mit meinen Begleiter*innen zur Einschätzung der Lage in Griechenland. Die Versorgung in den offiziellen Camps ist laut ihrer Aussage oft schlechter als in Idomeni. Deshalb wollen viele Menschen lieber dort bleiben als in ein Camp der griechischen Regierung umgesiedelt zu werden. Griechenland könnte laut meiner Gesprächspartner*innen mehr an Unterstützung für Geflüchtete bieten. Ohne das riesige ehrenamtliche Engagement der Griechen wäre die Versorgung der Menschen überhaupt nicht möglich. Leider gibt es keine Strukturen für Ehrenamtliche, kein Geld, keine Supervision und keinerlei Unterstützung.

Wir besuchen noch den Hafen, wo viele Geflüchtete in einem anderen Camp untergebracht sind. Hier verweigert man uns jedoch den Zutritt.

Dienstag 5. April 2016

Nach einem Besuch des Regionalbüros der Heinrich-Böll-Stiftung in Thessaloniki spreche ich mit Xenophon Zisis und Odysseas Hilitidis von den griechischen Grünen in Thessaloniki zur Lage geflüchteter Menschen vor Ort. Beide bestätigen, dass ohne ehrenamtliches Engagement praktisch keine Versorgung der Flüchtlinge möglich wäre und der griechische Staat sich zu sehr heraus hält.

Das Büro der Grünen liegt in einem Haus, in dem auch das Kulturzentrum OIKOPOLIS untergebracht ist. Hier haben verschiedene Organisationen ihre Büros, von denen viele auch in der Flüchtlingshilfe aktiv sind. Große finanzielle Unterstützung des Zentrums kommt von der Evangelischen Kirche Berlin und hilft dabei, die Versorgung der Geflüchteten in Idomeni über die dortige offene Küche mit gekochtem Essen sicherzustellen. Im Kulturzentrum selbst soll bald auch ein Tageszentrum für Geflüchtete eröffnet werden.

Unten im Haus gibt es eine große Kleiderausgabe, wir treffen auf eine junge syrische Familie mit einem Neuge-

borenen. Sie erhalten hier die notwendige Erstausrüstung für das Baby.

Es gibt auch eine Essensausgabe. Alles wird ehrenamtlich organisiert. Im Café des Zentrums spreche ich mit Eleonora Sotou und Sofia Kyprianidou vom Kulturzentrum und mit der Menschenrechtsanwältin und Stadträtin Eleanna Ioannidou. Meine Gesprächspartnerinnen wünschen sich aus Deutschland Ideen und Vorschläge zum Aufbau einer guten Ehrenamtsstruktur gerade auch in Bezug auf die Versorgung und Betreuung Minderjähriger. Auch sie beklagen, dass die schon bereit gestellten EU-Gelder noch nicht angekommen sind.

Bedrückt, besonders von der Lage der Kinder und Jugendlichen und gleichzeitig sehr beeindruckt vom Engagement der Ehrenamtlichen in Thessaloniki, Diavata und Idomeni mache ich mich am Nachmittag auf den Heimweg.

Am Rande Europas - vor den Augen der Welt und doch irgendwie fast unsichtbar - existiert eine humanitäre Not- und Ausnahmesituation.

Es gibt viel zu tun.

